

Pulitzerpreisträger auf fragwürdiger Fährte

Wer sprengte die Nord-Stream-Pipelines? Seymour Hersh glaubt darauf eine Antwort gefunden zu haben. Leider missachtet er journalistische Standards

Von Pascal Becker

Die Legenden sind alt geworden. Carl Bernstein ist am Dienstag 79 geworden, Bob Woodward wird im März 80. Und Seymour Hersh ist bereits 85. Neben den beiden Watergate-Enthüllern gilt der unermüdliche Hersh als berühmtester Recherchier der Welt. Für die Aufdeckung des Massakers von My Lai, eines schrecklichen Kriegsverbrechens der US-Armee, erhielt er 1970 den Pulitzerpreis. Etliche bedeutende Enthüllungen folgten in den vergangenen Jahrzehnten – wenn er auch das eine oder andere Mal kräftig danebengelegt hat.

Hersh war stets einer, der sich mit den Mächtigen angelegt hat. Er selbst bezeichnet sich nicht ganz unbescheiden als „weltweit führenden investigativen Journalisten“. Falls seine neueste Geschichte stimmen sollte, ließe sich das nur schwerlich bestreiten. Mindestens ebenso gut möglich ist jedoch, dass er sich in der Schlusskurve einer höchst anerkannten journalistischen Laufbahn vollständig seinen Ruf ruiniert.

Auf jeden Fall hat seine neueste „Enthüllung“ eine enorme Sprengkraft: Hersh hält es für eine Tatsache, dass die USA im September 2022 mit Hilfe Norwegens in einer verwegenen wie fantastisch klingenden Geheimaktion wenige Kilometer vor der

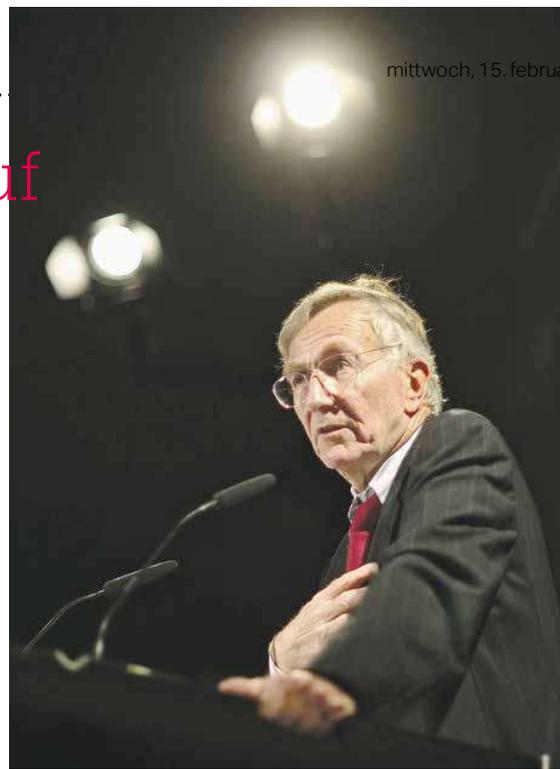
dänischen Insel Bornholm dreier der vier Nordstream-Pipelines gesprengt haben. So hat er es jetzt in einem mehr als 31.000 Zeichen langen Artikel aufgeschrieben – auf der Onlineplattform Substack, nicht in einer renommierten Zeitung wie der *New York Times* oder der *Washington Post*. Und das hat gute Gründe.

Hersh's Grundproblem ist die mehr als dürftige Faktenlage. Er kommt vollständig ohne Beweise aus. Das alleine macht die Geschichte zwar noch nicht unseriös. Aber wenn sich der altgediente Journalist stattdessen ausschließlich auf eine einzige anonyme „Quelle mit direktem Wissen über die operative Planung“ beruft, ist das zu wenig, um journalistischen Standards zu genügen. Dafür hätte er sich wenigstens an das Zweiquellenprinzip halten müssen, das verlangt, dass eine Information durch zwei zuverlässige und unabhängige Quellen bestätigt wird. Das soll davor schützen, Räuberpistolen aufzusitzen. Der vermeintliche Wistleblower hätte also Ausgangs-, nicht Endpunkt der Recherche sein müssen. Zumal laut Hersh erstaunlich viele von der Geheimoperation gewusst haben sollen: in der US-Administration, der CIA, der US-Navy bis hin zur sozialdemokratisch geführten Regierung und der Marine Norwegens.

Der zweifache Pulitzerpreisträger Arthur Schlesinger bezeichnete Hersh einmal als „den leichtgläubigsten investigativen Reporter, dem ich je begegnet bin“. Auch diesmal gibt es leider zu viele Merkwürdigkeiten, um Hersh's Geschichte für bare Münze nehmen zu können.

Um das nur an einer kleinen Passage zu illustrieren: die über Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg, den Hersh fälschlicherweise – anstelle des US-Generals Christopher G. Cavoli – zum Oberbefehlshaber der Nato ernannt. Der frühere norwegische Ministerpräsident habe „seit dem Vietnamkrieg mit dem amerikanischen Geheimdienst zusammengearbeitet“, schreibt Hersh ohne jeglichen Beleg. Seit dieser Zeit genieße er in den USA „vollstes Vertrauen“. Das könnte vielleicht hinkommen, wenn Stoltenberg so alt wie Hersh wäre. Ist er aber nicht. Als der Vietnamkrieg 1975 endete, war er gerade 16 Jahre alt. Wer sich seine Story näher anschaut, findet zahlreiche kleine und größere Fehler und Widersprüche, die sie wenig glaubwürdig erscheinen lässt – mehr Kolportage denn Recherche.

Keine Frage, Hersh hat eine spannend lesende Geschichte geschrieben. Aber plausibel klingt sie an etlichen Stellen nicht. Wobei, auch das sollte nicht unerwähnt bleiben, die in diversen westlichen Medien



Viel Interesse, wenig Fakten: Seymour Hersh hat sich in der Nord-Stream-Geschichte wohl vergaloppiert
Foto: imago

verbreitete These, Russland habe die eigenen Gaspipelines gesprengt, genauso wenig faktenbasiert ist, sondern vor allem interessengeleitet. Hier gilt ebenfalls: Vorschnele Schlussfolgerungen auf der Basis der eigenen Erwartungshaltung zu ziehen ist nie hilfreich – das gilt gerade auch für ein geopolitisches Ereignis dieser Tragweite.

Eine Einladung für alle möglichen Spekulationen ist, dass auch fünfzehn Monate nach den Explosionen immer noch keinerlei Ermittlungsergebnisse bekannt gemacht worden sind. Dass die Bundesregierung Fragen nach dem Ermittlungsstand „aus Gründen des Staatswohls“

nicht beantworten will, ist dabei nicht gerade hilfreich.

Dass die US – wie auch die norwegische Regierung Hersh's Vorwürfe aufs Schärfste dementieren – geschenkt. Auch Russland hat entschieden einer Täterschaft widersprochen. So wie das jedes Land machen würde, das sich dem Verdacht einer staatsterroristischen Tat ausgesetzt sieht. Zu trauen ist erst mal keiner der Beteuerungen.

Nur sollte man sich hüten: Die *Cui-bono*-Frage kann zwar als Rechercheansatz hilfreich sein – aber wer die Antwort darauf bereits mit der Lösung gleichsetzt, setzt sich der großen Gefahr aus, einer Verschwörungstheorie aufzusitzen. Denn es ist ein fataler Fehlschluss, dass diejenigen, die von etwas profitieren, immer auch dessen Verursacher sind. Das heißt keineswegs, dass sie es nicht doch waren. Aber dafür bedarf es halt tatsächlicher Belege.

Bis auf Weiteres muss leider offen bleiben, wer die Nord-Stream-Pipelines hat gesprengt lassen. Vieles ist möglich. Vielleicht werden tatsächlich erst Investigativjournalisten irgendwann aufklären können, was da in der Ostsee wirklich geschah ist. Eventuell haben ja Woodward und Bernstein nochmal Zeit und Lust, sich darum zu kümmern.

unterm strich

Banksy hat zum Valentinstag mit einem neuen Graffiti auf häusliche Gewalt aufmerksam gemacht. Das in London an eine Hauswand gesprühte Motiv zeigt eine Frau im Stil der 1950er Jahre mit Schürze und gelben Handschuhen, sie hat ein blaues Auge und ihr fehlt ein Zahn – und offenbar hat sie soeben ihren Partner in eine Gefriertruhe geschubst, die wirklich vor dem Gebäude steht. „Valentinstag-Mascara“ hat der geheimnisvolle Künstler das Werk genannt.



Suna Borcin
taz-Buchhalterin mit ihrer Lieblingszahl

IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU DEIN PORTFOLIO ERWEITERST?

Die taz gehört mehr als 22.500 Leser*innen.

Mit einer Einlage ab 500 € können auch Sie taz Genoss*in werden und die Unabhängigkeit der taz sichern.

genossenschaft.taz.de



taz Verlagsgenossenschaft eG, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Eifriges Gekrabbel der Hautflügler

Im Paralleluniversum: Das fröhlich-bunte Marvel-Helden-Abenteuer „Ant-Man and the Wasp: Quantumania“ erfreut mit psychedelischen Pflanzen und lebendigen Raumschiffen

Von Jenni Zylka

„Many many miles east of nowhere lies the amazing land of Oz...“ Moment, Oz stimmt gar nicht. Obwohl es im „Quantenreich“ dem Spielort des dritten Ant-Man-Abenteurers, ähnlich aussieht wie in Victor Flemings 1939er Musicalsetting: Die alternative Dimension „Quantum“ ist ein mystisches Mikroversum voller psychedelischer Pflanzen, lebendiger Kunst-Robotik-Wesen und überdimensionierter Feinde. Und nachdem sich die Familie des freundlichen Superhelden von nebenan, Ant-Man Scott Lang (Paul Rudd), durch ein Kommunikations-experiment seines eigenen Nachwuchses Cassie (Kathryn Newton) urplötzlich dort wiederfindet, beginnt ebenfalls eine wundersame Reise.

Nach einigen poetischen, CGI-strotzenden Etablierungsszenen in der märchenhaften Quantum-Landschaft stehen die Zeichen für Scott und seine Lieben, bestehend aus Heldenkollegin Hope (Evangeline Lilly) im „Wasp“-Suit, deren findigen, Quantum-erfahrenen Eltern Henry (Michael Douglas) und Janet (Michelle Pfeiffer) und Scotts Tochter Cassie jedoch auf Kampf. Denn irgendwo dort, zwischen Zeit und Raum und Nichts, stößt ein effektiver, aber dabei nicht mal unsympathischer, Marvel-Fans aus „Loki“ bekannter Weltenzerstörer namens Kang (Jonathan



Ein bisschen wie beim Wizard of Oz: Ant-Man in Quantumania
Foto: Walt Disney Studios Motion Pictures

Majors) dazu. Der nebenbei ein alter Kumpel von Janet zu sein scheint.

Marvel-Held:innen müssen neben diversen und multiplen Universen sehr oft auch noch den Haussegen ihrer eigenen Kleinfamilie retten. Im Fall von Ant-Man Scott ist väterliche Empathie gegenüber einer aktivistisch motivierten Tochter vonnöten. Denn Cassie beschließt, mitzukämpfen, als die „Indigenen“ des pittoresken Quantenreichs sich gegen eine Übermacht an bösen, von Kang gesteuerten Androiden zur Wehr setzen.

Um diese Coming-of-Age- und noch weitere Stories herum hat der Ex-Jimmy Kimmel- und Rick-and-Morty-Autor Jeff Love-ness ein dramaturgisch zuweilen etwas verwirrendes, aber ulkiges Abenteuer gestrickt. Das visuell ebenfalls Universen zielt: Regisseur Peyton Reed erinnert in der Inszenierung der Quantum-Ästhetik bewusst an Star Wars und lässt riesige lebendige Raumschiffe durch die

fremden Himmel sausen, in deren organisch-qualige Steuerelemente man seine Hände drücken muss, „als ob man einen Truthahn stopft“.

Größe spielt eine Rolle für den – im Vergleich zu den Avengers-Kolleg:innen – mickrigen Insektenmann Scott, der den Feind üblicherweise vor allem durch plötzliches Schrumpfen und plötzliches Vergrößern außer Gefecht setzt.

Irgendwo, vielleicht auf einer unbewussten Ebene, streift das Sinnbild der Ameise mit ihren spezifischen Eigenschaften (relative Stärke, Kollektivbewusstsein, Fleiß) so auch gesellschaftspolitische Symbolik: Anders als die kalte, im Gleichschritt marschierende Feindesarmee sind die vom Wissenschaftler Henry für einen Kampf herbeizitierten Hautflügler zwar gemeinsam stark, aber in ihrem eifrigen Gekrabbel fast schon wieder eigen. Szenen, in denen die Quantum-Kampfwesen in Reih und Glied auf düsteren Kampfplätzen exerzieren, erinnern der

dem daran, dass auch die zitierten Star-Wars-Bilder der separatistischen Droidenarmee immer wieder mit der alten Spannung zwischen Armee versus Individuum spielten.

Im Gegensatz zur Motivation von Matadoren wie Superman oder Batman, die auf dem Machtwunsch und der Weltenretter-Attitüde eines Außenseiters basiert, steht der unscheinbare Scott dabei mitten im Leben: Ähnlich zufällig, wie er den Ameisenanzug vom Ex-Ant-Man Henry einst übernahm und damit – mit Ach und Krach – die Welt rettete, kämpft er sich auch durch die Gefahren des Quantenreichs.

So spannend wie sein vielschichtiger, getriebener Widersacher Kang wird der Otto Normalheld Ant-Man dadurch nicht. Aber emsig ist er allemal. Passend zum Wappentier.

„Ant-Man and the Wasp: Quantumania“. Regie: Peyton Reed. Mit Paul Rudd, Evangeline Lilly u.a. USA 2023, 124 Min.